

Joseph Gutmann: Jüdische Zeremonialkunst. Frankfurt/M. 1963. Ner-Tamid-Verlag. 90 Seiten, 68 Abbildungen.

Joseph Gutmann hatte nicht die Absicht, sämtliche Kultgegenstände zu behandeln, auch nicht sie wenigstens alle aufzuzeichnen. Das hätte den Rahmen des knappen Bandes bei weitem gesprengt. Es ist auch fraglich, ob die Vorarbeiten schon weit genug gediehen sind, um eine solche Übersicht geben zu können. Stattdessen setzte sich der Verf. das Ziel, eine Auswahl ästhetisch-schöner Geräte zu bieten. Da er aber Ost- und Westeuropa, Amerika und Nordafrika in gleicher Weise zu berücksichtigen hatte, ist nun doch so etwas wie ein Überblick über die Jüdische Sakralkunst entstanden. Das Wort Jüdisch ist dabei freilich problematisch. Nur dort, wo Juden handwerklich tätig waren oder gar ein Handwerksmonopol besaßen, kann man von jüdischer Kunst in dem Sinne sprechen, daß Juden die Hersteller waren. In vielen vom Islam beherrschten Ländern, z. B. im Jemen und in Nordafrika, waren Juden in der Metallbearbeitung tonangebend, während die Moslems das Schmiedehandwerk als ihrer unwürdig ansahen. In Osteuropa konnten Juden ebenfalls im Handwerk tätig sein, teils sogar eigene Gilden bilden. In Mitteleuropa und in Westeuropa blieben die Juden aus den Zünften ausgeschlossen, konnten daher meist nicht in Handwerk und Gewerbe tätig sein. Daher handelt es sich bei west- und mitteleuropäischen Beispielen der Zeremonialkunst um Auftragsarbeiten, auf Bestellung wohlhabender jüdischer Kunden von christlichen Handwerkern und Künstlern angefertigt. Jüdische Kunst kann man das eigentlich nicht nennen. Ein frühes literarisches Beispiel führt der Verf. aus Arles an, leider ohne Nennung seiner Quelle und Zitierung des Textes, wie überhaupt das Fehlen von Quellenangaben gerade bei diesem Buch sehr zu bedauern ist. In Arles jedenfalls wurde 1439 ein Vertrag geschlossen über eine Torakrone, die ein christlicher Goldschmied anfertigen sollte. Dabei wird verlangt, sie solle einer mittelalterlichen Stadtmauer mit Türmen an jeder Ecke gleichen. Damit ist aber bereits ein zweites Problem genannt. Von jüdischer Kunst kann auch nicht hinsichtlich der Ausgestaltung geredet werden. Dazu wirkt das Vorbild der Umwelt zu mächtig. So ist den Werken der jüdischen Zeremonialkunst anzumerken, aus welchem Land und aus welcher Zeit sie stammen. Jüdisch sind die Kunstwerke nur, insofern die Auftraggeber Juden waren, die Geräte für den synagogalen oder häuslichen Kult bestimmt waren und wenigstens zum Teil die Ausführenden jüdische Handwerker waren. Dafür sind die Zeremonialgeräte ein Beweis dafür, wie es trotz aller Gegensätze zwischen Christen und Juden doch immer wieder zu einem Zusammenwirken und doch wohl auch zu echter Begegnung kam. Leider sind nur wenige mittelalterliche Beispiele der Zeremonialkunst erhalten. Die meisten stammen erst aus den letzten Jahrhunderten. Besonderen Dank muß man dem Verf. dafür wissen, daß er Auskunft über Wandlungen von Kult und Kultgerät gibt, über das Aufkommen der Bräuche berichtet und Datierungen bietet. W. E.

Moses Hadas: Hellenistische Kultur. Werden und Wirkung. Stuttgart 1963. Ernst Klett-Verlag. Übersetzt aus dem Englischen von Egidius Schmalzriedt. 356 Seiten.

Moses Hadas, Professor für Griechisch an der Columbia University in New York, besitzt ein umfassendes Wissen sowohl der griechischen und römischen als auch der jüdischen Antike. Das befähigt ihn zu einer zwingenden Zusammenschau. Sehr sympatisch berührt die Bescheidenheit, die im Vorwort zum Ausdruck kommt. Moses Hadas erklärt darin: „Die Leser, soweit es sich nicht um Studenten der Altertumswissenschaft handelt, seien darauf hingewiesen, daß dies Buch nicht antike Texte oder wissenschaftliche Nachweise bieten will. Es strebt weder nach vollständiger und unparteiischer Darstellung, noch begrenzt es seine Ausblicke und Folgerungen, wie es einem Nachschlagewerk ansteht, auf herkömmliche Meinungen.“

Moses Hadas war sich bewußt, daß das Gesamtgebiet hellenistischer Kultur viel zu umfangreich ist, um in einem einzelnen Band bewältigt zu werden. Er entschloß sich daher, diejenigen Aspekte auszuwählen, die er als grundlegend oder

zumindest als beispielhaft empfindet und die sich zugleich mit seinen eigenen Interessen decken. Diese Gesichtspunkte werden schon in der Kapiteileinteilung sichtbar. Da ist die Rede von Alexander und der Oikumene, von Platon als dem Wegbereiter, von den Apologeten der Barbaren, von Aretalogien und Martyrien, von Gebet und Beichtbekenntnis, von römischen Evangelisten und von Autorität und Gesetz.

Das Faszinierende des Buches liegt in der Zusammenschau. Die Gegenüberstellung griechischer und jüdischer Anschauungen macht die Frage deutlich, was denn nun eigentlich der Hellenismus bedeutet, wie weit er in das Judentum vor Christus eingedrungen ist. Viele überraschende Parallelitäten ergeben sich. Nicht ohne Zufall wird spartanische Gesetzgebung und jüdische Gesetzgebung einander gegenübergestellt. Er stellt die Frage nach einer Wirkung Spartas dank der Makkabäer, die von diesem griechischen Gemeinwesen lernten, auf die europäische Geschichte und zieht daraus die etwas kühne Folgerung: „Weder aus dem alten Athen noch aus dem alten Israel, sondern aus Sparta leiten sich ein Regime, das die Kontrolle über jeden Winkel des individuellen Lebens beansprucht, oder ein Autokrat, der von Gottes Gnaden regiert, her“ (Seite 324). Ein wenig allzu kühn erscheint mir auch die Deutung des Namens der Pharisäer als Separatisten, auch wenn sie durch Anführungszeichen abgeschwächt wird. Zumindest der deutsche Leser muß damit Vorstellungen assoziieren, die absolut nicht auf die Pharisäer zutrafen. Der vorsichtiger Ausdruck die Abgesonderten würde schon eher als Namensdeutung zutreffen, weil sie in der Tat sich von einer bestimmten Haltung, nämlich der der Offenheit gegenüber den hellenistischen Einflüssen, absonderten. Zutreffend bemerkt Hadas, daß die Pharisäer die untere Schicht des Volkes vertraten. Ob man sie aber wirklich als Proletariat ansprechen kann, ist doch zu bezweifeln, zumal es für die Armen und Ungebildeten einen eigenen Ausdruck, Am ha-arez, gegeben hat. Jedoch sind das relativ kleine Schönheitsfehler, die den Wert des Buches in keiner Weise verringern. Besonderes Interesse verdienen die Untersuchungen Moses Hadas, die das Fortleben der Antike im Christentum sowie das christliche und heidnische Gegenüber in der Spätantike darstellen. Hier vermag vor allem sein Kapitel über die Aretalogien und Martyrien wertvolle Einsichten zu vermitteln. Aretalogie ist im hellenistischen Zeitalter die Beantwortung der Frage nach dem Bestehen des Todes. Der Vergleich mit den Evangelien drängt sich unmittelbar auf. Daneben werden aber auch die Parallelen zur jüdischen Literatur genügend berücksichtigt. Moses Hadas macht darauf aufmerksam, daß in der Literatur der alexandrinischen Juden Moses einen höheren Rang einnimmt als in der Literatur der Juden Palästinas. Er führt das auf das Bestreben der Juden zurück, griechischen Weisen, wie Epikur, ein Gegenbild gegenüberzustellen, eben die Person des Moses. Dann weist der Verfasser auf die merkwürdige Parallele der Episode der Abenteuer des Helden der wahren Geschichten bei Lucian mit dem Erlebnis des Jona im Bauch des Walfisches aus dem Alten Testament hin. Er weist nach, daß zwar schon im 2. Buch der Könige, Kap. 14, 25, ein Jona, Sohn des Amittai, als Prophet unter Jerobeam III. (786 bis 746 v. Chr.) erwähnt wird und daß das Jonabuch neben die Schriften der Propheten des 8. Jahrhunderts gestellt wird, jedoch tatsächlich erst im hellenistischen Zeitalter entstanden ist. Wenn er auch nicht entscheiden will, ob die Geschichte vom Mann im Bauch eines großen Fisches aus einer gemeinsamen Quelle stammt, so scheint ihm doch die literarische Gestaltung auf mehr als eine nur zufällige Verwandtschaft zu deuten. Denn Jonas Entwicklung, seine wunderbaren Erlebnisse und die Lehren aus ihnen entsprächen genau dem Charakter der Aretalogie.

Die Untersuchung über die hellenistische Kultur, die der Verfasser vorlegt, ist reich an derartigen Parallelen und trägt dadurch zu einer wirklichen Zusammenschau und dem Verständnis des Lebens der hellenistischen Kultur bei. Dabei sind stilistische Probleme, z. B. Verwertung der Landschaftsbilder, ebenso berücksichtigt wie kultische Fragen. Hier sei z. B. auf den Abschnitt über Gebet und Beichtbekenntnisse verwiesen.

in dem das Problem der griechischen Antike erörtert wird, Vorwissen Gottes und Berechtigung eines Fürbittgebets miteinander in Einklang zu bringen. Auch hier geht der Verfasser auf die griechische Art ebenso wie auf die jüdische Art des Betens ein, um die Einwirkung beider auf die frühe christliche Theologie zu untersuchen.

Am Ende des Bandes hat der Übersetzer zum Problem der Übertragung ins Deutsche in einer eigenen Bemerkung Stellung genommen. Mit Recht hebt er hervor, daß ein wortgetreues Übertragen oft eher eine Verdunkelung als eine Erhellung des vom Verfasser gemeinten Sinnes bedeutet hätte. In Übereinstimmung mit dem Verfasser wurden Beispiele aus der anglo-amerikanischen Bildungswelt durch deutsche Äquivalente ersetzt. Das nötigte ihn zu gelegentlicher Erweiterung der Textbelege und zur Ergänzung der Anmerkungen durch leichter zugängliche deutschsprachige Literatur. Man darf dem Übersetzer bestätigen, daß er nicht nur gewissenhaft gearbeitet hat, sondern daß es ihm auch gelungen ist, Übersetzungen antiker Literatur ins Deutsche und bearbeitende Literatur in einem Maße nachzuweisen, daß das Weiterstudium für den interessierten Leser sehr erleichtert wird. Es ist wahrlich dankenswert, daß ein Buch vorgelegt wird, das jeden interessieren muß, der sich für die Spätantike und für den Zusammenhang von Antike im römisch-griechischen Sinn und Judentum und Christentum interessiert.

W. E.

Elisbeth Janda/Max M. Sprecher (Hrsg.): Lieder aus dem Ghetto. 50 Lieder jiddisch und deutsch mit Noten. Vorwort von Fritz Nötzold. München 1962. Ehrenwirth. 188 Seiten. Mamme-Ioschen, Muttersprache war den Juden Osteuropas ihre jiddische Umgangssprache, ein Idiom, zu drei Viertel aus mittelalterlichem Deutsch entwickelt mit Einsprengeln aus hebräisch-aramäischen und slawischen Wörtern.

„As men tracht (= betrachtet, denkt)
tracht men jiddisch,
un as men redt,
redt men jiddisch“,

heißt es in einem jiddisch-ukrainischen Lied aus unserer Sammlung. Daß diese Sprache, die Millionen von Juden des Ostens vertraut war, sich als ein deutscher Dialekt erweist — ebensogut deutsch, scheint uns, wie etwa das Schweizer Umgangssprache mit seinen zahllosen romanischen Einsprengeln —, ist eine bestürzende Tatsache. Sprache verbindet doch. So sehr, so lange war also durch seine Sprache die Judenheit des Ostens auf eine eigentümliche Weise mit dem Volk verbunden, das ihr in unserer Zeit den Todesstoß versetzte. Es ist fast auszurechnen, wann auch das Jiddische als lebendige Sprache untergegangen sein wird. Um so wertvoller sind Veröffentlichungen wie das vorliegende Buch, das dem Lehrbeauftragten für Jiddisch an der Universität Heidelberg und der „Heidelberger Bänkelsängerin“ zu verdanken ist. Die hier mit Text und Weise — und mit hochdeutscher Übersetzung — aufgezeichneten Lieder sind Volkslieder, deren Verfasser unbekannt sind. Nur von dem Lied der drei Näherinnen und den beiden letzten Liedern weiß man, wer sie verfaßt hat. Es sind Lieder verschiedensten Inhalts, helle und düstere, Lieder der Liebe und Sehnsucht, Abschiedslieder, Neck- und Rätsellieder, Erzähllieder, Lieder der Handwerker, aber bezeichnenderweise keine der Bauern.

Die Herausgeber haben — leider — keine geistlichen Lieder in die Sammlung aufgenommen. Aber der Rabbiner, der Rebbe, spielt eine wichtige Rolle. Auch wenn er geneckt wird, bleibt er die Ehrenperson und ein begehrter Bräutigam. Das schnippische Mädchen, das weinend und einsam auf seinem Stein sitzt, läßt sich weder vom Schneider noch Schuster noch Doktor in seinem Kummer trösten. Nur der Rabbi kann ihre Tränen trocknen. „A Rebbe far a Mann will ich doch, a Rebbe's Tochter bin ich doch.“

In einer Reihe von Liedern spiegelt sich die Armut und ausweglose Not, die sooft in jüdischen Städten herrscht, der Hunger des kleinen Handwerkes und Krämers, Angst und

Verlassenheit des Verfeimten. Besonders ergreifend im Lied des alten Müllers (S. 174), der sich fragt, ob er in seinem Leben wohl „ein Stückl Glück“ gehabt habe. Jetzt hat er sagen hören, man werde ihn aus dem Dorf und aus der Mühle vertreiben.

„Wo werde ich wohnen?
wer wird mich schonen?
Ich bin schon alt,
ich bin schon müd...“

Die beiden letzten Lieder des Buches stammen aus den brennenden Ghettos der jüngsten Vergangenheit.

Angela Rozumek

Gert Jeremias: Der Lehrer der Gerechtigkeit. Studien zur Umwelt des Neuen Testaments 2. Göttingen 1963. Verlag Vandenhoeck u. Ruprecht. 376 Seiten.

Diese Studie über den „größten Repräsentanten der Frömmigkeit des antiken Judentums“ (S. 352), den Lehrer der Gerechtigkeit aus Qumran, beeindruckt sehr. Verf. zeichnet an Hand der Dokumente aus Qumran die „wahrhaft große Gestalt“ des Lehrers und konfrontiert ihn und seine Botschaft abschließend mit Gestalt und Botschaft Jesu.

Durch die Identifizierung des „Frevelpriesters“, des großen Gegners des „einzigen Lehrers“, mit Jonathan (153-43) gewinnt Verf. einen festen Anhaltspunkt für die Datierung des Lehrers. Der „Lügenmann“ ist nach Jeremias hingegen weder mit dem Frevelpriester noch etwa mit Antiochus Epiphanes zu identifizieren, sondern nur als Kopf einer von der Gemeinde des Lehrers abgespaltenen religiösen Gruppe erkennbar, ein zweiter Gegenspieler des Lehrers. Zu den Kittim = Römern steht der Lehrer nach J. in keiner Beziehung, und mit der Verfolgung unter Alexander Jannai, dem „Zorneslöwen“, steht er auch in keinem Zusammenhang.

Nach der Einordnung bzw. Lösung in bzw. aus den äußeren Ereignissen zeichnet J. an Hand einiger Texte, insbesondere von Psalmen, die er dem Lehrer selbst zuschreibt, das Bild dieser imponierenden Persönlichkeit. In der Gemeinschaft erscheint er als der große, von Gott gesandte Toralehrer, dessen Gebote bis zum Ende der Zeiten normativ sind; er gilt jedoch nicht als eine messianische Gestalt.

In den Psalmen stellt sich der Lehrer selbst vor, wie er sich und seine Aufgabe sah: in der Belehrung der Gemeinde über die Geheimnisse Gottes und in der Zuwendung des Wohlgefallens Gottes an sie durch seine Verkündigung; in seiner Sorge und Mühe um die Gemeinde, die von seiner Liebe getragen ist; mit seiner Selbstsicherheit und seinem Sendungsanspruch, daß nur in seiner Lehre wahres Wissen zu finden und nur durch seine Verkündigung Rettung möglich ist.

Die angedeuteten Züge zeigen schon die Parallelen zur Gestalt Jesu. Jeremias' Vergleich macht aber auch die grundsätzlichen Unterschiede deutlich, den unüberbrückbaren Gegensatz: die Kluft zwischen Gesetz und Evangelium. Nach J. ragt der Lehrer aus dem zeitgenössischen Judentum dadurch heraus, daß er die Forderung Gottes noch stärker radikalisiert; er steht aber wie dieses unter dem Urteil Jesu, „daß Gott gerade den Unreinen und Sünder, der sich verzweifelt Gott ausgeliefert, und nicht den selbstsicheren Frommen annimmt“ (S. 352 f.).

R. P.

Paul Jacob und Ernst Ludwig Ehrlich: Littera Judaica in memoriam Edwin Guggenheim. Frankfurt/M. o. J. (1964). Europäische Verlagsanstalt. 308 Seiten.

Der Gedenkband für den verstorbenen Großpräsidenten des Bnai Brith, Edwin Guggenheim, ist als erster Band einer Veröffentlichungsreihe des kontinentaleuropäischen Distriktes gedacht. Er soll die Vielseitigkeit des Interessenkreises von Bnai Brith spiegeln. Die Beiträge dieses ersten Bandes gliedern sich in die Abschnitte: Bibel und Talmud, Geschichte und Geistesgeschichte und Soziologie. Französische und deutschsprachige Artikel sind in ihm zu finden, da es sich hier um ein internationales Unternehmen handelt. Abgesehen von Artikeln mehr speziellen Charakters enthält der Band einige Bei-